

„Und du sollst nicht verlangen, sie möchten bessere Christen sein“

Franz von Assisi begegnet dem Anderen

Br. Cornelius Bohl ofm

Der Andere ist anders. Anders als ich. Als wir. Genau das wird leicht zum Problem für mich und für uns. Denn was für Gott, den ganz Anderen, gilt, gilt ähnlich wohl für alles Andere: Es ist immer *fascinosum* und *tremendum*. *Fascinosum*: Es reizt und lockt. Im Anderen entdecke ich andere Möglichkeiten für mich und von mir, bisher Ungelebtes. Der Andere lädt mich ein, die eigene bekannte Welt zu verlassen, neue Erfahrungen zu wagen. Gerade das Faszinierende bleibt aber auch *tremendum*, denn das Fremde stellt mich in Frage. Ich bin nicht mehr alleine. Plötzlich ist eine Alternative da. Sie wird schnell zur Rivalität. Vielleicht ist die Welt des Anderen ja besser. Oder „richtiger“. Dann aber wäre meine gewohnte Welt schlecht, falsch, ich selbst bisher betrogen. Oder ist etwa alles gleich-gültig? Wer kann überhaupt entscheiden, was gut und richtig ist? Gibt es verschiedene Wahrheiten? Oder vielleicht gar keine?

Das Andere, gerade in seiner Faszination, verunsichert und bedroht. Es macht Angst. Meine Welt ist einfacher, wenn es das Andere nicht gibt, wenn ich allein bin und allein bestimme. Wenn wir unter uns bleiben. Das ist auf zwei Weisen zu erreichen: Ich kann das Andere aus dem Weg schaffen. Wir verstehen den Brudermord am Beginn der Bibel: Abel ist anders als Kain. Schafhirt, kein Ackerbauer. Auf diesen schaut der Herr, auf jenen nicht. Weil er anders ist, muss er ausgemerzt werden. Die zweite Möglichkeit scheint weniger dramatisch: Das Andersein wird einfach geleugnet: „Wir sind doch alle gleich!“ Ich hebe den Anderen auf, indem ich ihn zur Projektion meiner Wünsche mache. Ich schaffe ihn um nach meinem Bild. Dann gibt es nichts Anderes mehr, nichts Fremdes. Alles ist wie ich. Alles ist eins - und damit meins. Auch das schildert die Bibel gleich zu Beginn: Von allen Bäumen darf der Mensch essen, nur von dem einen nicht, der anders ist, sonst muss er sterben. Leben heißt, Anderssein und Verschiedenheit zu akzeptieren. Da ist die Versuchung wirklich teuflisch, alle Früchte gleich zu behandeln. Dann gibt es keinen Unterschied mehr. Dann sind auch wir wie Gott.

Wo Begegnung gelingt, erkenne ich den Anderen als Anderen an und kann gerade so mit ihm in Beziehung treten. Es entsteht eine Verbundenheit, die das Fremdsein nicht auslöscht, sondern als notwendige Voraussetzung hat. Schauen wir das einmal exemplarisch bei Franz von Assisi an. Dabei können wir wie in einem Spiegel unseren eigenen Umgang mit dem Anderen betrachten. Ich möchte vier Fragen bedenken:

Wo begegnet Franziskus dem Anderen?

Warum kann er dem Anderen wirklich begegnen (ohne ihn auszumerzen)?

Was eigentlich geschieht in dieser Begegnung mit dem Anderen?

Was gibt sich Franziskus in dieser Begegnung mit dem Anderen zu erfahren?

1. Exivi.

Wo Franziskus dem Anderen begegnet

Das Thema dieses Symposiums legt es nahe, hier sofort an die Begegnung von Franziskus und dem Sultan zu denken. Aber die steht erst am Ende seines Lebens, erwächst aus dem, was vorher war. Vielleicht ist überhaupt sein ganzes Leben nur die schrittweise Entfaltung einer schon alles in sich bergenden Urerfahrung des Anfangs: „*Als ich in Sünden war, kam es mir sehr bitter vor, Aussätzige zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und da ich fortging von ihnen, wurde mir das, was mir bitter vorkam, in*

Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt“ (Test 1-3). Alles beginnt in der Begegnung mit dem Anderen. Der Aussätzige ist sozusagen dessen ins Extrem getriebene Aufttrittsfigur: Objektiv ist er der aus der Stadt Hinaus-Gesetzte, der Ausgegrenzte. Subjektiv macht er das Leben bitter: Er passt nicht, stört, weckt Widerstand. Er macht Angst, wird als Bedrohung erfahren. Darum auch hat man ihn rituell bereits für tot erklärt.

Diesem Anderen erweist Franziskus Barmherzigkeit. Das Bild könnte kaum stärker sein: Der abstoßend Andere wird umarmt und geküsst. Und plötzlich geschieht etwas mit Franziskus: Bitteres wird ihm süß. In dem, was nicht schmeckt, findet er neuen Geschmack an Gott und der Welt. Als er den umarmt, der ihn bedroht, wird er mit sich versöhnt. Das Störende gibt neue Orientierung. Rückblickend wird er feststellen, dass er gerade in der Begegnung mit dem Anderen den ganz Anderen erfahren hat: *Der Herr selbst hat mich unter sie geführt.*

Das also ist das Grundmotiv gleich im Auftakt. Schauen wir an, wie es sich in der Biographie von Franziskus weiter entfaltet.

1.1 Der andere Mensch

Der Andere kann das eigene Leben bitter machen. Er stört oft und ist bedrohlich. Diese Wirklichkeit begegnet in den Fioretti in den zwei starken Metaphern vom Räuber und vom Wolf.

Der Räuber nimmt sich, was doch nur mir gehört. Indem er die Grenze zwischen Mein und Dein verletzt, raubt er mir auch meine Sicherheit. Letztlich bedroht er mein Leben. Nur zu gut verstehen wir die barsche Abfuhr, die ein Guardian drei „berüchtigten Raubmördern“ erteilt, die an die Klosterpforte klopfen: *„Ihr schämt euch nicht, das zu rauben, was andere mühsam erarbeitet haben. Ihr seid es nicht wert, dass euch die Erde trägt ... lasst euch hier nie wieder blicken!“* Lasst euch nie wieder blicken! Das ist der vornehme Versuch, sie auszumerzen. Wahrscheinlich versteht der Guardian die Welt nicht mehr, als Franziskus ihm mit einem Hinweis auf Christus, der gerade für Sünder gekommen sei, eine Tasche mit Brot und einen Krug Wein in die Hand drückt: *„Laufe eiligst hinter ihnen her, über Berg und Tal, bis du sie findest, und biete ihnen in meinem Namen dieses Brot und diesen Wein an. Dann knie dich vor ihnen nieder und bekenne demütig vor ihnen deine Schuld“* (Fior 26). Die Regel von 1221 zeigt übrigens, dass wir es hier nicht mit einer isolierten netten Episode zu tun haben, sondern mit einem Grundanliegen von Franziskus: *„Und mag zu ihnen kommen, wer da will, Freund oder Feind, Dieb oder Räuber, so soll er gütig aufgenommen werden“* (NbR 7,14).

Homo homini lupus est. Auch der Wolf ist Räuber, gesteigert ins unmittelbar Lebensbedrohliche. So leben die Bürger von Gubbio ständig *„in großer Angst, weil der Wolf sich öfter auch der Stadt näherte. Wenn sie diese verließen, gingen sie immer bewaffnet, als ob sie in die Schlacht zögen. ... Aus Furcht vor diesem Wolf kam es so weit, dass keiner mehr wagte, die Stadt zu verlassen“* (Fior 21). Es scheint keine Alternative zu geben: Wir oder der Andere. Den Wolf töten – oder sich selbst hinter den Stadtmauern gleichsam lebendig begraben. Franziskus geht dem Wolf entgegen – allein und unbewaffnet. Er spricht mit ihm. Er versteht die berechtigten Anliegen beider Seiten und kann darum vermitteln. Am Ende kommt ein Friedensvertrag zustande.

Eine weitere Spielart des Anderen, der Angst auslöst, ist auch der Sünder. Er bedroht die eigene fromme Welt, die mir Sicherheit gibt. Und er verweist mich in beängstigender Weise auf eigene unheilvolle Möglichkeiten. Das Motiv vom Kampf gegen die Sünde, vom Ausrotten des Bösen, ist so alt wie geistliches Leben überhaupt. Bei der Sünde gibt es keinen Verhandlungsspielraum. Aber könnten wir nicht sagen, dass Franziskus selbst mit der Sünde in einen Dialog tritt, wenn er Barmherzigkeit für den Sünder fordert, um ihn gerade so von Sünde weg zu Gott zu ziehen? *„Es darf keinen Bruder auf der Welt geben, mag er auch gesündigt haben, soviel er nur sündigen konnte, der deine Augen gesehen hat und dann von dir fortgehen müsste ohne dein Erbarmen, wenn er Erbarmen sucht“*, schreibt er an einen Minister. *„Und sollte er nicht Erbarmen suchen,*

dann frage du ihn, ob er Erbarmen will. Und würde er danach auch noch tausendmal vor deinen Augen sündigen, liebe ihn mehr als mich, damit du ihn zum Herrn ziehst“ (BrMin 9ff). Und in der Regel heißt es: Die Minister „müssen sich hüten, wegen der Sünde, die jemand begangen hat, zornig und aufgeregt zu werden; denn Zorn und Aufregung verhindern in ihnen selbst und in den anderen die Liebe“ (BR 7,3).

Den Räuber gilt es zu verjagen, den Wolf zu töten, die Sünde auszumerzen. Aber was ist mit dem Anderen, der nicht eigentlich böse oder sündig ist, sondern einfach nur – anders, als ich bin oder sein möchte? Schwach etwa und begrenzt – wo ich doch stark sein will! Oder so ganz gewöhnlich – wo ich doch etwas Besonderes bin! Wenn ich diesen Anderen schon nicht ausmerzen darf, dann doch wenigstens verachten. Franziskus kennt auch diese Versuchung. Da schreit etwa ein Bruder mitten in der Nacht vor Hunger auf. Er ist nicht so asketisch, so stark wie die anderen. *„Da ließ der selige Franziskus ein Mahl bereiten, und weil er ein Mensch voll Liebe und Weisheit war, aß er mit jenem Bruder, damit er sich nicht schäme, allein zu essen; und weil er es so wollte, aßen auch alle anderen Brüder mit ihm“ (Spiegel der Vollkommenheit 27).* Durch seine Solidarität verhindert Franziskus, dass es Sieger und Verlierer gibt.

Die fromme Versuchung, mit guten Gründen andere zu verachten. *„Ich warne und ermahne [meine Brüder], jene Leute nicht zu verachten oder zu verurteilen, die sie weiche und farbenfrohe Kleider tragen und sich auserlesener Speisen und Getränke bedienen sehen, sondern vielmehr soll jeder sich selbst verurteilen und verachten“ (BR 2,7f). „Und sie müssen sich freuen, wenn sie mit gewöhnlichen und verachteten Leuten verkehren, mit Armen und Schwachen und Aussätzigen und Bettlern am Weg“ (NbR 9,2).*

Vielleicht ist die Provokation, die der andere für mich darstellt, nirgends so gut gespiegelt wie im „Brief an einen Minister“. Dieser Verantwortliche der Bruderschaft leidet unter seinen Brüdern, die ihn scheinbar hindern, ein geistliches Leben zu führen. Darum müssen die anderen anders werden, nämlich so wie er - oder aber er geht in eine Einsiedelei und damit ihnen aus dem Weg, flieht in seine eigene schöne geistliche Welt. Franziskus verhindert mit harten Worten beides. Er fordert den Minister auf, sich gerade dem Anderen auszusetzen: *„Alles, was dich hindert, Gott den Herrn zu lieben, und wer immer dir Schwierigkeiten machen mag, entweder Brüder oder andere, auch wenn sie dich schlagen sollten, alles darfst du für Gnade halten. Und das sollst du verlangen und nichts anderes. ... Und du sollst nichts anderes von ihnen verlangen, als was der Herr dir geben wird. ... Und du sollst nicht wollen, sie möchten bessere Christen sein. Und dies soll dir mehr sein als eine Einsiedelei. (BrMin 2f.5ff)*

Der Andere ist nicht nur der einzelne. Franziskus erfährt das Andere auch in der Bruderschaft als ganzer, am deutlichsten wohl im eineinhalb Jahrzehnte währenden Ringen um eine endgültige Gestalt der Regel. Da die wachsende Gemeinschaft ständig vor neuen Fragen und Herausforderungen steht, reichen die wenigen Evangelienstellen des *propositum vitae* von 1209 schon bald nicht mehr aus. Es wird fortwährend ergänzt und erweitert. Franziskus muss dabei seine eigene Vision, die oft anderen Bedürfnisse der Bruderschaft und neue Anforderungen von außen integrieren. Aber auch in der vorläufigen Endfassung von 1221 kann sich die Bruderschaft nicht wiederfinden, Franziskus ist gezwungen, das Ganze nochmals umzuarbeiten, zu kürzen, anders zu konzipieren. Das wurde immer wieder gedeutet als Niederlage des Heiligen, der sich einem sich ihm entfremdenden Orden beugen müsse oder sogar von der Hierarchie fremdbestimmt werde. Wie gerne suchen wir bei jeder Begegnung sofort Sieger und Verlierer! Im Testament aber zeigt Franziskus, dass er den gesamten Regelprozess in allen seinen Redaktionsstufen als eine Einheit versteht und darum auch den schließlich 1223 bullierten Text als seine Regel ansieht: Auch hier hat er sich dem Anderen, der Bruderschaft, den veränderten Zeitumständen ausgesetzt (auch das war zuweilen sicher bitter!), um im mühevollen Dialog nicht Sieger zu bleiben auf Kosten von Verlierern, sondern um gemeinsam etwas zu entwickeln, wodurch seine ureigene Intuition auch zur Sache anderer werden kann.

1.2 Die andere Religion / Kultur

Viele der geschilderten Begegnungen mit dem Andern waren für Franziskus wohl nur die notwendigen Fingerübungen, die ihn dann befähigten, im September 1219, während des 5. Kreuzzugs, mitten in einem kriegerischen Zusammenprall christlicher und islamischer Kultur, so bravourös auch die große Etüde der friedlichen, ja freundschaftlichen Begegnung mit dem muslimischen Sultan al-Kamil in Ägypten zu gestalten. Innozenz III. hatte in seiner Kreuzzugsenzyklika *Quia maior* von 1213 den Propheten als „Sohn des Verderbens“ bezeichnet und den Islam mit dem apokalyptischen Tier verglichen. Wie ganz anders erscheint da der kleine Arme von Assisi, der barfuss, unbewaffnet, schutzlos die feindlichen Reihen durchquert und, das bezeugen auch nichtchristliche Quellen, mehrere Tage bei dem muslimischen Herrscher zu Gast ist. Ob sein später geschriebener „Lobpreis Gottes“, eine Art Namen-Gottes-Litanei, tatsächlich von der muslimischen Anrufung der Namen Gottes inspiriert wurde, bleibt ungewiss. Als sicher aber kann gelten, dass er vom islamischen Gebetsritus der salât, dem Gebetsruf des Muezzin, beeinflusst ist, wenn er in einem Brief die „Lenker der Völker“ bittet: *„Und bereitet doch dem Herrn unter dem euch anvertrauten Volk so große Ehre, dass an jedem Abend ein Herold oder ein Zeichen dazu aufrufe, dass das ganze Volk Gott, dem allmächtigen Herrn, Lobpreis und Dank darbringe“* (BrLenk 7).¹ Weit davon entfernt, das Andere auszumerzen oder verächtlich zu machen, zeigt sich Franziskus hier lernbereit, übernimmt als Christ Anregungen islamischer Frömmigkeit. Vielleicht sollte das gemeinsame Gebet von Muslimen und Christen sogar eine Brücke schlagen zwischen verschiedenen Religionen, Völkern und Kulturen.

Wie sehr Franziskus von der islamischen Welt geprägt wurde, zeigt nicht zuletzt das „Missionsstatut“ aus der Regel von 1221, das heute geradezu modern erscheint: *Brüder, die „unter die Sarazenen und andere Ungläubige gehen wollen“ können „in zweifacher Weise unter ihnen geistlich wandeln. Eine Art besteht darin, dass sie weder Zank noch Streit beginnen, sondern ‚um Gottes willen jeder menschlichen Kreatur‘ untertan sind. Die andere Art ist, dass sie, wenn sie sehen, dass es dem Herrn gefällt, das Wort Gottes verkünden“* (NbReg 16, 5ff).

1.3 Gott als der ganz Andere

Franziskus begegnet auch dem ganz Anderen, Gott. Gerade Gott aber bleibt dabei doch der Unbekannte. Nähe und Ferne fallen ineinander, in der Gegenwart wird seine Entzogenheit erfahrbar, die Vertrautheit mit ihm macht seine bleibende Fremdheit noch deutlicher. Viele kennen Franziskus als den, der, etwa in der Krippenfeier von Greccio oder in seiner ausgeprägten eucharistischen Frömmigkeit, über die unmittelbare Nähe des menschengewordenen Gottes staunt. In seinen Gebeten aber begegnet immer auch der andere Spannungspol. Bereits im Gebet vor dem Kreuz von San Damiano, entstanden noch in seiner Suchphase, ist Gott *„der Höchste“*, *„summus Deus“*, *„l’altissimo“*, und er wird es bleiben bis zum Sonnengesang gegen Ende seines Lebens: *„Höchster, kein Mensch ist würdig, dich zu nennen“*. Vor dem *„allmächtigen, heiligsten, erhabensten und höchsten Gott“* (*altissimus et summus Deus*), dem *„höchsten Gut“* (*summum bonum*), beugt er sich täglich im „Preisgebet zu allen Horen“. Diese Unfassbarkeit Gottes, der immer der Andere bleibt, wird auch in dem bereits erwähnten „Lobpreis Gottes“ deutlich: Franziskus ist überwältigt von dem persönlichen Gegenüber Gottes, immer wieder stammelt er „Du“, über 30 mal – und doch kann er an sein Geheimnis nur rühren, indem er ihn mit fast gegensätzlichen Begriffen umkreist: Er ist der *„Große“* und *„Erhabenste“* – wieder das *altissimus!* –, zugleich aber auch die *„Demut“* und *„Geduld“*. *„Ja wirklich, ... er stellte sich den höchst Einfachen“*

¹ Auch im Begleitschreiben EpCust II,8 ist die Rede von Briefen, *„in denen steht, das Lob Gottes solle unter den Leuten und auf den Plätzen öffentlich verkündet werden“*; Vgl. auch EpCust I, 8: *„Und sein Lob sollt ihr allen Leuten so verkünden und predigen, dass zu jeder Stunde und, wenn die Glocken läuten, dem allmächtigen Gott vom gesamten Volk auf der ganzen Erde immer Lobpreis und Dank dargebracht wird.“*

chen in vielfacher Gestalt vor Augen“, wird sein erster Biograph Thomas von Celano später schreiben. In seinem Gebet *„stand er Rede und Antwort seinem Richter, dort flehte er zum Vater, dort besprach er sich mit dem Freunde, dort spielte er mit dem Bräutigam“* (2 Cel 95). Der eine und immerselbe Gott ist immer wieder neu, überraschend, anders. Wie sehr auch für Franziskus in Gott das *fascinosum* mit dem *tremendum* zusammen fällt, zeigt sich dann vielleicht nirgendwo so klar wie in der Christusbegegnung auf dem La Verna, als dem Heiligen die Wundmale Christi eingepägt werden: *„Große Wonne durchdrang ihn, und noch tiefere Freude erfasste ihn über den gütigen und gnadenvollen Blick“*, schreibt wieder Thomas, *„doch sein Hangen am Kreuz und die Bitterkeit seines Leidens erfüllten ihn ganz mit Entsetzen. Und so erhob er sich, sozusagen traurig und freudig zugleich, und Wonne und Betrübniß wechselten in ihm miteinander“* (1Cel 94).²

1.4 Das Andere in mir

Der andere Mensch, die Bruderschaft, die fremde Religion, Gott selbst – da ist das Andere tatsächlich ein Gegenüber, begegnet mir außerhalb von mir. Franziskus entdeckt dieses Andere aber auch in sich. Ich selbst bin mir oft der Andere, mir fremd, entzogen, für mich selbst bedrohlich. Thomas erzählt, wie Franziskus sich auch sich selbst stellt, seiner Sünde, also den eigenen unheilvollen, erschreckenden Möglichkeiten. Und es ist wohl kein Zufall, dass er für diese innerliche Begegnung mit dem Anderen dasselbe Bild von der Verwandlung des Bitteren bemüht, das Franziskus selbst für die Begegnung mit dem Aussätzigen gebraucht hatte: Als er eines Tages im Gebet *„lange Zeit, mit Furcht und Zittern vor dem Beherrscher des ganzen Erdkreises stehend, verharrte und in Bitterkeit der Seele die schlecht verbrachten Jahre überdachte, wiederholte er immer wieder das Wort: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘ Da begann unsagbare Freude und höchste Wonne sich nach und nach in das Innerste seines Herzens zu ergießen. Auch ward er allmählich ganz verändert; der Gemütssturm legte sich, die Finsternis wich, die infolge von Sündenangst sich über sein Herz gebreitet hatte, es wurde ihm Gewissheit zuteil, alle seine Sünden seien ihm vergeben und die Zuversicht in ihm erweckt, wieder zu Gnaden zu kommen. Alsdann geriet er in Verzückung und wurde ganz in Lichtflut eingetaucht“* (1Cel 26). Auch hier flieht Franziskus nicht, er stellt sich sich selbst, seiner Vergangenheit, den „schlecht verbrachten Jahren“, seinem Schatten. Das schmerzt und macht Angst. Aber genau so wird er verändert und schließlich in Licht getaucht.

Bemerkenswerter noch empfinde ich die Geschichte, in der Thomas erzählt, wie Franziskus das Andere, das er in sich findet und das ihn erschreckt, sich plastisch vor Augen stellt. Er holt seine anderen Möglichkeiten sozusagen aus sich heraus und stellt sie sich gegenüber, um sie anschauen zu können: Von einer hartnäckigen „Versuchung des Fleisches“ gepeinigt, *„nahm er Schnee ... und formte daraus sieben Klumpen. Diese legte er vor sich hin und begann zu seinem Leib also zu sprechen: ‚Schau her, dieser größere Klumpen da ist dein Weib. Von jenen vieren sind zwei deine Söhne und zwei deine Töchter. Die übrigen zwei sind Knecht und Magd, die du zum Dienst brauchst. Und jetzt beeile dich, alle zu bekleiden, sonst müssen sie vor Kälte sterben. Wenn dir aber die vielfache Sorge um sie lästig fällt, so sei mit Eifer auf den Dienst des einen Herrn bedacht!“* (2Cel 117).

Das Andere in mir ist dann vor allem das Sein zum Tod: Das Leben ist ständig bedroht und läuft letztlich auf seine eigene Zerstörung zu. Wie Franziskus am Beginn seines Weges den Aussätzigen geküsst hatte, so umarmt er am Ende auch dieses Andere seines Lebens, „Krankheit und Drangsal“, ja selbst den „leiblichen Tod“, als Schwestern und Brüder.

² Ähnlich 3Cel 4: Da *„befiel Betrübniß und Wonne zugleich sein Herz“*; LM XIII,3: *„Freude und Trauer zugleich erfüllten sein Herz“*.

Franziskus beschreibt seine Lebenswende in der Begegnung mit dem Aussätzigen als ein Hinausgehen: „*Und danach hielt ich eine Weile inne und verließ die Welt*“, *exivi de saeculo* (Test 3). Unter diesem Bild ließen sich alle seine Begegnungen mit dem Anderen fassen. Vielleicht ist das überhaupt der rote Faden seines Lebens: Er verlässt seine reiche Familie und seine Vaterstadt, um draußen mit den Hinaus-Gesetzten zu leben. Er tritt schutzlos vor die Mauern von Gubbio, um draußen den Wolf zu treffen, so wie er auch den vertrauten Bereich der christianitas verlässt, um draußen in der Fremde von einem Muslim zu lernen. Draußen, außerhalb des schützenden Konvents, muss der Guardian den gefährlichen Räubern den Tisch decken. Also nicht sofort alles integrieren, heimholen, mir aneignen – sondern hinausgehen, Grenzen überschreiten, sich hinein begeben in den Bereich des Anderen und Fremden. Exodus- und Transitus-Spiritualität ist das, Spiritualität des Verlassens und Hinüberwechselns.

2. *Dominus conduxit me inter leprosos.* Warum Franziskus dem Anderen wirklich begegnen kann

Die Begegnung mit dem Anderen ist gefährlich und macht Angst. Warum ist Franziskus dennoch dazu fähig? Warum versucht nicht auch er, den Anderen nach dem eigenen Bild umzukneten oder ihn ganz auszumerzen? Seine Art und Weise, dem Anderen zu begegnen, ist tatsächlich so ungewohnt und schockierend, dass viele Brüder schon unmittelbar nach ihm das nicht mehr glauben und annehmen können. Ich möchte dies an einigen Beispielen zeigen.

Kleiner Exkurs:

Viele können nicht damit umgehen, wie Franziskus dem Anderen begegnet

Es macht fast traurig zu sehen, wie bald der Aussätzige spiritualisiert und zu einer rein geistlichen Erfahrung verdünnt wird, der jene massive Tatsächlichkeit an Wunden und Entstellung fehlt, die ja bei Franziskus „Bitterkeit“ hervorruft. In seiner ersten Vita 1228 berichtet Thomas noch, dass Franziskus mit den Aussätzigen zusammenlebte und „*alle Fäulnis von ihnen abwusch, sogar den Eiter der Geschwüre*“ (1Cel 17). In der Neuauflage von 1246 beginnt der Kranke bereits, unwirklich zu werden. Zwar wird noch berichtet, dass er dem Heiligen „*nicht geringen Ekel und Abscheu einflößte*“, bevor er ihn küsst. Aber obwohl er dann „*sogleich sein Pferd wieder bestieg und sich nach allen Seiten umwandte, konnte er – die Gegend lag nach allen Seiten offen, und keine Hindernisse standen im Wege – von dem Aussätzigen nicht mehr die geringste Spur entdecken*“ (2Cel 9). War es nur eine Erscheinung? 800 Jahre lang konnte dann der fromme Pilger in Assisi tatsächlich „von dem Aussätzigen nicht mehr die geringste Spur entdecken“ – keine Kirche, keine Gedenkstätte, nicht einmal ein Bild in einem der Freskenzyklen erinnerte an diese Begegnung.

Auch die Begegnung mit dem Sultan wird umgedeutet. Jordan von Giano weiß in seiner um 1262 geschriebenen Chronik um den ehrenvollen Empfang, den Franziskus dort erhält, berichtet aber auch ausdrücklich, dass er „*bei ihnen nichts erreichen konnte*“, also niemanden vom christlichen Glauben überzeugt hat (vgl. ChrJord 10). In den in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandenen Fioretti dagegen bekehrt Franziskus den Sultan, der ihm auch die Erlaubnis zum Predigen erteilt, aber aus politischen Rücksichten seinen christlichen Glauben zunächst noch nicht öffentlich bekennt. Kurz vor seinem Tod jedoch lässt er sich noch taufen (vgl. Fior 24). Da wurde ein Fremder heimgeholt, aus dem Anderen wurde einer von uns.

Das erwähnte „Missionstatut“ der Regel von 1221, das so viel Respekt vor dem Anderen zeigt, findet sich in der endgültigen Regel nicht mehr. Wenn es auch in der franziskanischen Missionsgeschichte durchgehend Spuren jener friedlichen Präsenz gibt, die allein durch ihr Dasein Zeug-

nis gibt von Christus, so zeigt schon der durch ihr fanatisch wirkendes Auftreten provozierte Tod der fünf franziskanischen Protomartyrer 1220 in Marokko, dass das Paradigma einer sehr konfrontativen und einseitig auf Bekehrung des Anderen ausgelegten Missionsmethode in der Bruderschaft wohl stärker war.

Kurios ist ein interessantes Detail aus der Textkritik der Opuscula. In einem Brieflein gestattet Franziskus seinem Bruder Antonius, den Brüdern die heilige Theologie vorzutragen, „*wenn du nur nicht durch dieses Studium den Geist des Gebetes und der Hingabe auslöschst*“ (BrAnt 2). Er sieht also die Gefahr, dass eine rein wissenschaftlich betriebene Theologie das geistliche Leben gefährdet, durchaus auch für Antonius. Späteren Brüdern muss diese realistische Einschätzung gegenüber dem bereits 1232 heilig gesprochenen Startheologen fast skandalös vorkommen. Nicht wenige Textzeugen ändern wohl darum den Text: „*Es gefällt mir, dass Du den Brüdern die heilige Theologie vorträgst, wenn nur sie nicht durch dieses Studium den Geist des Gebetes und der Hingabe auslöschen*“. Den schwarzen Peter haben nun die kleinen Studenten, nicht der große Heilige. Es genügt die Änderung zweier Buchstaben (*extinguant* statt *extinguas*), um das Andere, die andere Möglichkeit des Heiligen – menschliche Schwäche, Versuchung zur Nachlässigkeit, Begrenztheit und Sünde – konsequent auszuschließen.

Franziskus hatte, wir werden das noch sehen, eine große Hochachtung vor dem einzelnen und seiner persönlichen Berufung. Innerhalb der Bruderschaft war jeder anders und durfte es sein. Vor diesem Hintergrund fällt auf, wie Thomas etwa 20 Jahre nach dem Tod des Gründers vor der *singularitas* warnt. Damit ist grundsätzlich ein Verhalten gemeint, das den einzelnen einzigartig macht, durch das er anders ist als die anderen. Die deutsche Übersetzung trifft sicher die Intention von Thomas, wenn sie dieses Wort durchweg negativ wiedergibt mit „Eigenbrötelei“ und „Absonderlichkeit“. Franziskus, so schreibt er etwa, „*liebte es, stets das Gewöhnliche zu tun und in allem die singularitas zu meiden, die mit dem Schandfleck aller Laster beschmutzt ist*“ (2 Cel 14). Und er selbst kommentiert: „*Hüten wir uns immer vor der singularitas, die nichts anderes ist als ein schöner Abgrund. Was sie angeht, hat uns die Erfahrung an mehreren Sonderlingen (singulares) gezeigt, dass sie hinaufsteigen bis in Himmelshöhen und hinabstürzen bis in die tiefsten Tiefen*“ (2 Cel 28). Hinter diesen Worten steht eine jahrhundertealte geistliche Erfahrung, die auch aus der monastischen Tradition bekannt ist. Aber spürbar ist wohl auch das Bedürfnis der um 1250 z.T. schon recht großen und konventual geregelten Klöster nach Ein- und Unterordnung in vorgegebene Strukturen und damit zumindest die Gefahr einer gewissen äußeren wie auch spirituellen Gleichschaltung. Die Angst vor dem Anderen hatte wieder Oberhand gewonnen.

Zurück zur Ausgangsfrage. Die durchaus reizvolle Begegnung mit dem Anderen ist immer auch gefährlich und macht Angst. Warum ist Franziskus dennoch fähig, dem Anderen zu begegnen, ohne ihn nach eigenen Vorstellungen umzubiegen oder gar auszumerzen?

2.1 „Alle Geschöpfe nannte er Bruder“: *fraternitas*

Von G. K. Chesterton stammen nicht nur die hintergründigen Detektivgeschichten um Pater Brown. Er hat auch ein Franziskus-Buch geschrieben. Darin lässt er den Spielmann Gottes einmal einen Purzelbaum schlagen. Mit diesem Bild jedenfalls vergleicht er den „*psychologischen Umschwung*“, den der junge Kaufmannssohn in seiner Krisenzeit im Kerker von Perugia und auf dem Krankenlager durchmacht. Wer einen Purzelbaum schlägt, steht für einen kurzen Augenblick Kopf, umgekehrt, mit den Füßen in der Luft. Oder sollte man das Umgekehrte umgekehrt sagen: Für einen Augenblick steht ihm die Welt Kopf?! „*Wenn jemand die Welt verkehrt ... sieht*“, so Chesterton, „*mit allen Bäumen und Türmen kopfwärts hängend, so wäre eine Wirkung davon, dass der Begriff der Abhängigkeit betont würde. Es besteht ja ein buchstäblicher Zusammenhang; denn das Wort ‚abhängen‘ selbst bezeichnet ein Hängen. ... Statt einfach auf seine*

*starke Stadt stolz zu sein, weil sie nicht hinweggeschafft werden könnte, wäre er Gott dem Allmächtigen dankbar, dass sie nicht hinuntergefallen wäre.*³

Im Luftsprung entdeckt Franziskus den springenden Punkt des Glaubens: Das Staunen darüber, dass alles, was ist, nicht einfach in sich ruht und nicht aus sich heraus existiert, sondern herkunftig ist. Und zwar gemeinsam. Wir erfahren ja täglich innerweltliche Kausalketten, dass also eines vom anderen abhängt. Aber erst im Luftsprung erkennt Franz, dass alles *gemeinsam* abhängig ist. Das entscheidende Muster des vielfältigen Lebens ist also nicht die aus Gesellschaft und Kirche sattsam bekannte Hierarchie, eine Hackordnung, sondern wesentliche Geschwisterlichkeit und radikale Solidarität. *„Alle Geschöpfe nannte er Bruder“*, weiß Thomas (1Cel 81). Die Grundfrage lautet darum nicht, wer wen dominiert bzw. wer von wem abhängig ist, wer Angst einflößt und wer Angst haben muss, wer siegt und wer verliert, denn wir sind nur alle zusammen - oder gar nicht. Die Erfahrung dieser radikalen Herkunftigkeit von Gott, die zugleich zu einer universalen Geschwisterlichkeit führt, ist sicher einer der Gründe, warum Franziskus dem Anderen so angstfrei begegnen kann.

2.2 „Um Gottes willen jeder menschlichen Kreatur untertan“: *minoritas*

Der Andere bedroht mich, weil er die selbstverständliche Sicherheit, die ich in mir und in meiner eigenen Welt finde, in Frage stellt. Dahinter steckt die tiefe Angst vor der Entfremdung, die Angst, mich selbst zu verlieren. Die Kehrseite der Angst vor dem Anderen ist die Selbstbehauptung, der Wunsch, ich zu sein.

Weil Franziskus aus der radikalen Herkunftigkeit von Gott und in der radikalen Verwiesenheit auf ihn lebt, aus dem Vertrauen auf jenes Du, das er als *„Liebe“* erfährt, als *„Sicherheit“* und *„Reichtum zur Genüge“*, als *„Zuflucht“* und *„unsere ganze Wonne“* (LobGott), ist er befreit vom Zwang, sich selbst behaupten zu müssen. Und als müsse er die darin erfahrbare Freiheit noch stärker darstellen, geht er noch einen Schritt weiter – nach unten, ins Untertansein, in die Haltung der *minoritas*. *„Und keiner soll ‚Prior‘ genannt werden, sondern alle sollen schlechthin ‚Mindere Brüder‘ heißen“ (fratres minores)*, schreibt er in der Regel von 1221 (NbR 6,3). Dieses Mindersein ist keine Selbstdemütigung, keine asketische Übung, nicht einmal eine zu fordernde Tugend, sondern die Form, in der der Mensch sein ungeschuldetes Geliebt- und Erlöstsein, sein Getragenwerden und damit eine ganz neue Freiheit erlebt. Wer so unten steht, hat nichts mehr zu verlieren – und besitzt doch alles. Darum auch kann er ohne Angst dem Anderen begegnen und sich dem Fremden aussetzen. So wird noch einmal neu verständlich, warum für Franziskus Mission unter Ungläubigen zunächst heißt, *„weder Zank noch Streit zu beginnen, sondern um Gottes willen jeder menschlichen Kreatur untertan zu sein“* (vgl. NbR 16,6). Dieses Untertansein ist nicht raffinierte Methode, sondern Zeugnis für einen Gott, der mir alles gibt, was mir niemand mehr nehmen kann. *„Niemals dürfen wir uns danach sehnen, über anderen zu stehen, sondern müssen vielmehr ‚um Gottes willen‘ Knechte und Untergebene ‚jeder menschlichen Kreatur‘ sein“*, mahnt Franziskus (2Gl 47). Der schwer verständliche Schlusssatz des „Grußes an die Tugenden“ zeigt, wie diese *minoritas* den Menschen in die gesamte Schöpfung einbindet und unmittelbar auf Gott verweist: *Der Gehorsame ‚ist allen Menschen in der Welt untergeben und unterworfen, und nicht nur allein den Menschen, sondern auch allen Bestien und wilden Tieren, damit sie mit ihm tun können, was immer sie wollen, soweit es ihnen von oben herab, vom Herrn, gegeben ist‘* (GrTug 17f).

2.3 „Das ist es, was ich will“: Identität

Wer dem anderen begegnen kann ohne Angst, sich dabei selbst zu verlieren, muss in sich ruhen, seiner selbst gewiss sein. Er muss, um es mit einem modernen Wort zu sagen, seine Identität gefunden haben. Franziskus findet sie nach langen Jahren des Suchens endgültig in der Begeg-

³ G. K. Chesterton, *Der heilige Franziskus von Assisi*, Freiburg 1959, 67 [engl. Erstausgabe 1923].

nung mit dem Evangelium: Als er „hörte, dass die Jünger Christi nicht Gold oder Silber noch Geld besitzen, noch Beutel, noch Reisetasche, noch Brot, noch einen Stab auf den Weg mitnehmen, noch Schuhe, noch zwei Röcke tragen dürfen, sondern nur das Reich Gottes und Buße predigen sollten, frohlockte er sogleich im Geiste Gottes und sprach: ‚Das ist es, was ich will! Das ist es, was ich suche! Das verlange ich aus innerstem Herzen zu tun‘“ (1Cel 22). Das ist eine Identität aus Beziehung: Im Anderen, im Evangelium bzw. in der Sendung durch Christus, findet Franziskus sich selbst, seine ureigene Berufung, seinen ganz persönlichen Ort: „Das ist es, was ich will und suche!“ Wer sich so selbst gefunden hat, kann leben ohne Angst und darum dem Anderen auch ehrlich begegnen. Er muss weder ihm noch sich etwas vormachen. Symbolisch fasst diese Authentizität eine kleine Episode zusammen, die uns Thomas erzählt: Mitten im tiefsten Winter bringt der Guardian des Heiligen diesem ein Stück Fuchspelz, damit er es unter seinen Habit nähe, um den kranken Magen zu wärmen. Franziskus willigt nur ein, wenn ein Pelzstück gleicher Größe auch außen auf den Stoff genäht wird, damit er „außen sich nicht anders zeige als innen“ (2Cel 130). In sich ruhen, authentisch und ehrlich sein, innen wie außen – so kann ich dem Anderen ohne Angst begegnen.

3. *conversum fuit mihi.*

Was in dieser Begegnung mit dem Anderen eigentlich geschieht

3.1 Es geschieht etwas mit mir: Umkehr

In der Begegnung mit dem Anderen geschieht zunächst einmal etwas mit mir selbst. Der Verzicht, ihn ändern zu wollen, ist zugleich Ausdruck meiner Bereitschaft, mich von ihm ändern zu lassen. Anders gesagt: Wirkliche Dialogfähigkeit zeigt sich in der Bereitschaft, sich in Frage stellen zu lassen, und im Zugeständnis an den Anderen, etwas mit mir zu machen. Dabei überlasse ich ihm die Initiative: Ich muss warten, bis und wie er antwortet, kann nichts vorwegnehmen. Statt mich und meine Welt bewahren zu wollen, lasse ich mich von ihm zur Umkehr provozieren. Umkehr, Buße, das war das große Lebensthema von Franziskus. Umkehr geschieht aber nicht in selbstgefälliger Innerlichkeit, sondern gut biblisch als Anruf vom Anderen her. Wir könnten alle eingangs erwähnten Begegnungen noch einmal unter diesem Gesichtspunkt anschauen: Das Zusammentreffen mit dem Aussätzigen ändert Franziskus radikal: Da „wurde mir das, was mir bitter vorkam, in Süßigkeit verwandelt“. *Conversum fuit mihi* – da ereignet sich eine Konversion. Die Bekehrungsgeschichte der Räuber ist eigentlich die Bekehrungsgeschichte des Guardians. Franziskus kehrt anders aus Ägypten zurück: Er hat dazu gelernt – ist aber zugleich bleibend gezeichnet von einer grausamen Augenkrankheit, die er sich dort zugezogen hat. Dem Minister, der die Brüder ändern möchte - sie sollen bessere Christen werden – macht Franziskus klar, dass es in der Begegnung mit ihnen zunächst um seine eigene Veränderung geht.

Wie die Begegnung mit dem Anderen mich selbst ändert, zeigt sehr schön die Geschichte von der „Vollkommenen Freude“: Franziskus und Leo, in Eis und Schnee unterwegs, werden vom Pfortner eines Klosters nicht erkannt und barsch abgewiesen: „Wenn wir dann so großes Unrecht, solche Grausamkeit und solche Zurückweisung geduldig ertragen, ohne Aufregung und ohne über ihn zu murren ...: o Bruder Leo, schreibe, dass darin die vollkommene Freude liegt“ (Fior 8). Diese Lehrerzählung atmet den Geist der Seligpreisungen, der auf verschiedenste Weise auch in der Ermahnungen durchgespielt wird: „Der Knecht Gottes kann nicht erkennen, wie groß die Geduld und Demut ist, die er in sich hat, wenn alles nach seinem Wunsch geht. Wenn aber eine Zeit kommt, da jene, die seinen Wünschen entsprechend handeln müssten, ihm das Gegenteil antun: was er dann an Geduld und Demut hat, das hat er und nicht mehr“ (Erm 13). Der Preis solcher Umkehrbereitschaft wird am Ende anschaulich im stigmatisierten Franziskus: Ein Leben lang hat er sich darin geübt, sich vom Anderen berühren zu lassen, sich seine dicke Haut abzugewöhnen, schützende Panzer abzulegen, erst die Rüstung des Ritters, dann die weichen

Kleider des Kaufmanns, schließlich sogar den dünnen Habit der Minderbrüder. Am Ende liegt er ganz unten auf dem Boden, nackt und verwundet. Aber so hat sich die große Änderung seines Lebens vollzogen: Er ist Bild Christi geworden.

3.2 Es geschieht etwas mit dem Anderen: Freiheit zur Selbstwerdung

In der Begegnung mit dem Anderen geschieht also zunächst etwas mit mir. Was aber mache ich mit ihm? Der Brief von Franziskus an Leo zeigt den Idealfall: Ich verändere den Anderen nicht, damit er so wird, wie ich ihn gerne hätte, sondern eröffne ihm in der Begegnung den Freiraum, den er braucht, um ganz er selbst zu werden. Statt ihn nach meinem Bild zu formen, helfe ich ihm, das Bild in sich auszuprägen, das Gott von ihm hat: *„Auf welche Weise auch immer es dir besser erscheint, Gott, dem Herrn, zu gefallen und seinen Fußspuren und seiner Armut zu folgen, so tut es mit dem Segen Gottes, des Herrn, und mit dem Gehorsam gegen mich“* (BrLeo 3). Leo ist Franziskus dann gehorsam, wenn er so lebt, wie er persönlich Christus besser folgen kann. Das Wort „besser“ zeigt, dass es dabei nicht um ideologieverdächtige Pflichterfüllung geht, sondern um einen dynamischen Prozess, der auf Entwicklung und Wachstum ausgelegt ist. Den Anderen nicht nach mir umformen, sondern ihm die eigene Freiheit ermöglichen, das ist überhaupt ein durchgehendes Thema bei Franziskus: So sehr er das entscheidende Lebensmodell für die Brüder ist, so sehr weigert er sich, diese auf sich zu verpflichten: Als die ersten Gefährten ihn fragen, was sie tun sollen, gibt er nicht selbst die Antwort, präsentiert sich nicht selbst als Vorbild, sondern befragt mit ihnen die Schrift, stellt sich gemeinsam mit ihnen unter Gottes Wort (vgl. AnonPer 10f). Noch im Sterben weigert er sich, die Brüder an sich zu binden: *„Ich habe das meinige getan, was ihr tun sollt, möge euch Christus lehren“* (2Cel 214).

3.3 Es geschieht etwas zwischen uns: Das Eigene erkennen

Der Andere darf mich verändern. So sehr dies stimmt, es führt doch nie zu meiner völligen Entgrenzung, zu einem ständigen Werden, bei dem ich mich selbst letztlich in Beliebigkeit verlieren würde. Franziskus erfährt in der Begegnung mit dem Anderen auch Grenzen. Er kennt durchaus das Nein, das den eigenen Bereich vom Bereich des Fremden trennt und schützt. Dies wird exemplarisch deutlich, wo es um das „Katholischsein“ oder den Gehorsam geht. Hier duldet er keine Grenzüberschreitungen. Hier versucht er mit ungewohnt harten Worten und Maßnahmen, ein Hinausgehen in den anderen Bereich unbedingt zu verhindern. Die Rede vom *„extra obedientiam evagari“*, vom *„Sich-Herumtreiben außerhalb des Gehorsams“* zeigt, dass der Gehorsam als klar umgrenzter Bereich verstanden wird: *„Und alle Brüder, sooft sie ... sich außerhalb des Gehorsams herumtreiben ... sollen wissen, dass sie verflucht sind außerhalb des Gehorsams“* (NbR 5,16).⁴ Noch kompromissloser ist Franziskus, wenn es um das Katholisch-Sein geht: *„Und sollten sich solche finden, dass sie das Offizium nicht der Regel gemäß hielten ... oder nicht katholisch wären – alle Brüder, wo sie auch sind, sollen im Gehorsam verpflichtet sein, einen solchen, wo sie ihn auch finden, dem nächsten Kustos jenes Ortes ... vorzuführen. Und der Kustos sei streng im Gehorsam verpflichtet, ihn bei Tag und Nacht wie einen Gefangenen scharf zu bewachen, so dass er seinen Händen nicht entrissen werden kann, bis er ihn in eigener Person den Händen seines Ministers übergibt. Und der Minister sei streng im Gehorsam verpflichtet, ihn durch solche Brüder zu schicken, dass sie ihn bei Tag und Nacht wie einen Gefangenen bewachen, bis sie ihn vor den Herrn von Ostia geführt haben“* (Test 31ff). Die Begegnung mit dem Anderen kann also auch dazu führen, das Eigene überhaupt erst klar zu erkennen und vom Fremden schützend abzugrenzen.

⁴ Die gleiche Formulierung findet sich auch NbR 2,10: *„Danach soll es ihm nicht erlaubt sein, in einen anderen Orden einzutreten, noch sich außerhalb des Gehorsams herumzutreiben, entsprechend der Anordnung des Herrn Papstes und gemäß dem Evangelium.“*

4. *Dominus ita dedit mihi incipere faciendi poenitentiam.* Was sich Franziskus in dieser Begegnung mit dem Anderen zu erfahren gibt

In der Begegnung mit dem Aussätzigen als dem Anderen beginnt für Franziskus etwas ganz Neues: „So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben der Buße zu beginnen ... (Test 1). Das Leben der Buße meint nicht eine Askese, die ich mir selbst auferlege. Es besteht in einer neuen Lebensqualität, da der Mensch darin etwas erfährt, was er vorher nicht kannte. Darum abschließend die Frage: Was gibt sich Franziskus in der Begegnung mit dem Anderen zu erfahren? Im Blick auf uns geht es dabei also weder um moralische Appelle („Ändere Dich endlich!“) noch um „Methoden“ („So kannst Du Dich ändern ...!“), sondern um Einladungen zur Hoffnung. Um Verheißungen, die mir unbekannte Horizonte öffnen.

4.1 „Alles darfst Du für Gnade halten“: anders sehen und staunen lernen

„Du sollst nicht verlangen, sie möchten bessere Christen sein“, schreibt Franziskus dem Minister, der unter dem Anderssein der Brüder leidet. Vielmehr: „Alles, was dich hindert, Gott den Herrn zu lieben, und wer immer dir Schwierigkeiten machen mag, entweder Brüder oder andere, auch wenn sie dich schlagen sollten, alles musst du für Gnade halten“ (BrMin 2) – so die offizielle deutsche Übersetzung. „*Omnia debes habere pro gratia*“. Ich greife hier gerne den Übersetzungsvorschlag eines Mitbruders auf: „Alles darfst Du für Gnade halten!“ Es ist nicht immer Gnade, wenn andere mich schlagen! Von Franziskus inspirierte Menschen sind keine Masochisten. Ich muss nicht alles Andere annehmen und jedes Fremde mir zu eigen machen. Das tat auch Franziskus nicht. Aber das Anderssein des Anderen, das mich stört und verunsichert, ist auch nicht nur und nicht immer Bedrohung. Vielleicht darf ich es staunend für Gnade halten.

Es gibt einige schöne Geschichten, die diese Grundüberzeugung von Franziskus anschaulich illustrieren „Wenn er irgendwo ... etwas Geschriebenes fand, mochte es von Gott handeln oder den Menschen“, erzählt Thomas, „so hob er es mit der größten Ehrfurcht auf und legte es an einen heiligen oder ehrbaren Ort nieder, aus Besorgnis nämlich, es könnte der Name des Herrn oder ein auf ihn sich beziehendes Wort darauf geschrieben sein“. Das mag man noch verstehen. Dann aber kommt etwas Merkwürdiges: „Als ihn eines Tages ein Bruder fragte, warum er auch die Schriften der Heiden und solche, in denen der Name des Herrn nicht stand, so eifrig sammle, antwortete er: ‚Mein Sohn, weil in ihnen die Buchstaben vorkommen, aus denen man den glwürdigsten Namen des Herrn, unseres Gottes, zusammensetzen kann.‘“ (1 Cel 82). In allem, gerade auch in dem von mir ganz Verschiedenen, dem Fremden, dem Heidnischen, dem vielleicht Bedrohlichen, kann etwas von Gott vorkommen, und darum verdient es Achtung und Ehrfurcht. Alles darf ich für Gnade halten. Oder: „Den Gärtner wies er an, die Raine um den Garten nicht umzugraben, damit zu ihrer Zeit das Grün der Kräuter und die Schönheit der Blumen den herrlichen Vater aller Dinge verkündigten“ (2Cel 165). Nicht nur die von mir kultivierte Nutzpflanze, die dann wächst, wenn ich sie brauche, hat Platz im Garten. Auch das Andere, das Unkraut, das zu seiner Zeit wächst, lobt den Vater aller Dinge. Alles darf ich für Gnade halten.

Wenn ich alles für Gnade halten darf, dann gilt das zwar gerade auch für das Einzelne, Konkrete und Kleine. Aber eben nie in einem ausschließlichen Sinn, so als sei von vornherein eben nur dieses Eine Gnade und alles rundherum nicht. Jedes Einzelne kann Gnade sein – aber darum dann auch das, was von ihm verschieden und anders ist. Gnade zeigt sich gerade auch im Ganzen, im Gesamt des Unterschiedlichen und in sich Anderen. Das illustriert Thomas an den Brüdern, denen sich Franziskus in seiner letzten Krankheit anvertraut: Die „Gnadengabe“ der Bescheidenheit „war durchaus allen gemeinsam. Doch den einzelnen schmückte wieder eine besondere Tugend. Der eine besaß ein ausnehmendes Zartgefühl. Der andere beispiellose Geduld, der dritte rühmensewerte Einfalt. Der letzte besaß große Körperkräfte und war seiner Sinnesart nach sanftmütig“ (1Cel 102). Dass nicht Uniformität, sondern gerade das Zusammenspiel des Anderen in einer in sich bunten und vielgestaltigen Wirklichkeit Gefäß der Gnade ist, zeigt die

Schilderung des idealen Minderbruders: Sein Leben entspreche „*der vollkommenen Liebe zur Armut des Bruders Bernhard; der Einfalt und Reinheit des Bruders Leo ...; der Liebenswürdigkeit des Bruders Angelus ...; dem heiteren Angesicht, dem natürlichen Sinn und der schönen und frommen Redeweise des Bruders Masseus; dem hohen Geist der Betrachtung, den Bruder Ägidius bis zur höchsten Vollendung besaß; dem tugendsamen und beharrlichen Gebet des Bruders Rufinus ...; der Geduld des Bruders Juniperus ...; der Kraft des Leibes und des Geistes des Bruders Johannes de Laudibus ...; der Liebe des Bruders Rogerius ...; dem Hang des Bruders Lucidus zur Einsamkeit*“ (Spiegel der Vollkommenheit 85). Alles Andere, zum Ganzen vereint, darf ich für Gnade halten.

4.2 „Wie Pilger und Fremdlinge“ – wir sind noch nicht am Ende!

Das Andere und den Anderen nicht nach eigenen Vorstellungen umbiegen und ins Eigene hinein aufheben, sondern sich umgekehrt davon verändern lassen – Franziskus institutionalisiert diese seine Grunderfahrung in einer konkreten Lebensform: „*Die Brüder sollen sich nichts aneignen, weder Haus noch Ort noch irgendeine andere Sache. Und gleichwie Pilger und Fremdlinge in dieser Welt ... mögen sie voll Vertrauen um Almosen bitten gehen ...*“ (BR 6,12). Leben als Pilgerschaft. Bonaventura lässt Franziskus einmal sagen, die „*Lebensweise der Pilger verlange ...*, dass man sich unter fremdem Dach beherbergen lasse ... und friedfertig durch die Welt gehe“ (LM VII,2). Ein gelungener Ausdruck: Herberge, Geborgenheit, ein Zuhause finden – unter fremdem Dach! Gerade im Anderen bei mir zuhause sein! Das heißt dann aber auch: Wir sind noch lange nicht am Ziel, sondern noch auf dem Weg. Sesshaftigkeit kann Ausdruck dafür sein, dass jemand mit sich und der Welt fertig ist. Er hat mit allem abgeschlossen und schließt darum sich selbst ein. Wer aber unterwegs ist, bleibt beweglich. Wer hofft, dass sich ihm fremde Türen öffnen, wird selber offen bleiben. Die Pilgerexistenz, das Unterwegssein als immer neues Aufbrechen und Loslassen ist für Franziskus also nicht nur Methode, die etwa von der Predigtstätigkeit gefordert wäre, sondern Inhalt, Ausdruck der eigenen menschlichen und geistlichen Grundverfasstheit. Leben gibt es nur als dynamischen Wachstumsprozess und geistliches Leben nur als Nachfolge- und Bekehrungsweg. Und beides erfahre ich in der Begegnung mit dem Anderen.

Ein Bild zum Schluss

Zeitgenössische Künstler greifen gerne ein Motiv auf, das man in den mittelalterlichen Freskenzyklen oder in der Kunst des Barock vergeblich sucht: Franziskus mit der Geige aus zwei Hölzern: „*Wenn der Geist in seinem Innern in süßer Melodie aufwallte, gab er ihr in einem französischen Lied Ausdruck ..., und der Hauch göttlichen Flüsterns, den sein Ohr heimlich empfangen hatte, brach in einen französischen Jubelgesang aus. Manchmal hob er auch, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, ein Holz vom Boden auf und legte es über seinen linken Arm, nahm dann einen kleinen, mit Faden bespannten Bogen in seine Rechte und führte ihn über das Holz wie über eine Geige. Dazu führte er entsprechende Bewegungen aus und sang in französischer Sprache vom Herrn.*“ (2 Cel 217)

Im Ast am Boden sehe ich ein Bild für das Andere. Ich kann es für mich gebrauchen. Es ist nur insoweit interessant, als es mir nutzt. Vielleicht stößt es mich aber auch ab, denn es ist ja dürr und tot. Franziskus geht mit diesem abgestorbenen Anderen so um, dass es zu klingen anfängt. Er entlockt ihm eine Musik, die eigentlich niemand für möglich gehalten hätte. Und er geht so damit um, dass es ihn selbst in Bewegung und zum Tanzen bringt. Dies vermag er, weil er im Anderen und in der Art, wie er mit diesem Anderen umgeht, den „*Hauch des göttlichen Flüsterns*“ hört. Vielleicht hat die bleibende Faszination des Franziskanischen ihren Grund auch in dieser Verheißung und in der Hoffnung, dass genau dies gelingen kann.

[Vortrag beim Symposium „*Franziskaner im Dialog mit anderen Kulturen*“, veranstaltet von der Wiener Franziskanerprovinz anlässlich des 550. Todestages des heiligen Johannes von Capistrano am 20./21. Oktober 2006 im Franziskanerkloster Graz]